



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

selten ungeduldig. Die erste Pflicht des historischen Romanschreibers ist freilich, sich so in die Quellen zu vertiefen, daß er ganz darin zu Hause ist, aber die zweite, unter dem, was er weiß, eine Auswahl zu treffen, ist für das Kunstwerk ebenso wichtig.

Noch erwähnen wir zwei sehr lesbar geschriebene Volksbücher von Heinrich Schwendt, (Leipzig, Schlicke): Daheim ist doch Daheim; Nordamerikanische Bilder aus dem Leben deutscher Auswanderer und: Aus alter Zeit; zwei Wartburggeschichten (die heilige Elisabeth und Martin Luther.)

Hier möge noch die Erwähnung eines ansprechenden und gemüthlichen Büchleins Platz finden: Deutsche Siege. Oestreichische und preussische Soldatengeschichten von Julius Gaudling. 2 Bd. Leipzig, Costenoble.

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

2.

Wir haben im vorigen Heft die allgemeinen Züge zu geben gesucht, welche die politische Gestaltung Deutschlands im 18. Jahrhundert bezeichneten, sehen wir jetzt noch etwas näher nach dem Inhalte dieses Rahmens, wie sich nämlich die Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise gestellt. Es ist wesentlich die Stellung der Masse des Volkes, welche den Kulturzustand bezeichnet, und grade dadurch steht unsere Zeit auf einer so viel höhern Stufe, daß die Gesamtheit der Staatsbürger weit mehr in Betracht kommt und einwirkt. Das achtzehnte Jahrhundert ist vielleicht reicher an einzelnen hervorragenden Männern, aber sie erschienen doch zum guten Theil deshalb groß, weil das allgemeine Niveau der Bildung so tief lag. Die herrschenden Kreise waren damals alles und hatten jene Ausschließlichkeit und Vornehmheit angenommen, welche die natürliche Folge der Absperrung von dem allgemeinen Leben der Nation ist, von Adel oder nicht, das war die große Frage und je nach der Entscheidung gehörte man zu den Jemanden oder Niemanden; die Loslösung dieses Geburtsstandes von allem politischen Verufe und das Streben nach Vorrechten und Befreiungen von gemeinen Lasten nahm ihm alles Aristokratische und konnte ihn nur verhaßt machen. Die erleuchtetsten Regenten der Jahrhunderte theilten meist diese Ansichten und behielten dem Adel alle bedeutenden Stellen im Heer und Staatsdienst gesellig vor; wenn Friedrich der Große selbst meinte, dem Adel bliebe keine andere Zuflucht, als sich

durch den Degen auszuzeichnen, so spricht er damit seinem Adel alle die Selbstständigkeit ab, welche für ihn die Bedingung eines würdigen Daseins ist. Aber freilich wie sehr im Geiste jener Zeit diese Anschauung ist, zeigt sich bei der Erwägung, daß in Frankreich wenige Jahre vor der Revolution erst die Quartiersprobe für Offizierstellen eingeführt ward. Dieser Zeit mußte denn auch begreiflicherweise eine volksthümliche Bildung des Heeres ferne liegen. Wie das Volk im Allgemeinen nur Besteuerungsobject war, so war auch das Heer nur ein blindes Werkzeug, von einer allgemeinen Dienstpflicht, einem Heerbanne und Landsturm hatte man keine Idee, von der Conscription finden sich nur schwache Anfänge, das überall giltige System war das der Werbung, die Waffenführung war ein besonderes Gewerbe, der Krieg ward als eine persönliche Angelegenheit des Fürsten und des sich in ihm verkörpernden Staates angesehen, für den das Land nur die Mittel zu liefern habe. Es war daher sehr begreiflich, wenn man von diesem Standpunkte darauf ausging, möglichst in andern Ländern das nöthige Material zum Heere zu suchen, und in fremden Staaten warb, damit die Einheimischen ihre productiven Gewerbe betreiben könnten. Aber da ein deutscher Fürst immer im Lande des andern zu werben suchte, so war das Ergebniß doch, daß von dem ganzen deutschen Lande eine Masse der tüchtigsten Kräfte in Anspruch genommen wurden; wenn dies nun für eine wahre Armee, wie die preussische oder östreichische, noch wenigstens einen großen Zweck hatte, so war die Soldatenspielerei der kleinen Fürsten um so verwerflicher, als dem Vaterlande nichts damit genügt, sondern nur schwerer Schaden zugefügt ward, selbst wenn man jenen schwachvollen Menschenhandel ganz unberücksichtigt läßt, den die deutschen Souveräne als Finanzspeculation trieben; 34 Millionen Thlr. zahlte England für 29,166 Mann, die gegen die Amerikaner kämpfen mußten, wovon 11,853 verloren gingen! Die aus aller Herren Ländern und allen Ständen zusammengeworbenen Truppen konnten nur durch harte Zucht in Ordnung gehalten werden, und bildeten eine von den andern Ständen gesonderte Kaste, welche sich oft im anmaßlichsten Uebermuth über den Bürger erhob. In den meisten Staaten ward der Soldatenstand als der erste betrachtet, eine Vorstellung, die noch heute vielfach eingewurzelt ist, noch heute gibt es Staaten, wo die Frau jedes Offiziers hoffähig ist, während die Frau eines reichen unabhängigen Bürgers oder hohen Beamten ihren Fuß nicht ins Schloß setzen darf. Nach der französischen Revolution trat allerdings ein gewisser Umschwung der Ideen ein, wie die berühmte Cabinetsordre zeigt, welche Friedrich Wilhelm 4. 1798 erließ. „Kein Soldat darf sich unterstehen, den geringsten meiner Bürger zu brüskiren, sie sind es, nicht Ich, die die Armee unterhalten, in ihrem Brote sieht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen.“

471 Müssen wir anerkennen, daß unsere heutigen deutschen Wehrverhältnisse

durchgängig auf einer bessern Grundlage beruhen, als im vorigen Jahrhundert, so ist dies noch in weit höhern Grade von der Finanzpolitik zu sagen. Zwar möchten wir die heutigen Systeme mit ihren vielfachen Exemtionen, Begünstigungen und dem bureaukratischen Geschäftsgang keineswegs als Muster hinstellen, aber doch wird man überall ein viel rationelleres Verfahren finden, die nominelle Besteuerung kommt im Durchschnitt vielleicht heute der des vorigen Jahrhunderts gleich, aber abgesehen von dem damaligen höhern Geldwerthe war Deutschlands Volksvermögen unendlich geringer als jetzt, und die Vertheilung der Abgaben sehr ungleich; dazu rechne man die zahllosen Zehnten, Gulden, Frohnden u. s. w., welche jetzt durchgängig abgelöst sind, die Willkürlichkeit der Verwaltung, die Expressionen der Beamten, die Münzverschlechterungen. Mit Recht sagt Biedermann, „die Finanzpolitik des vorigen Jahrhunderts suchte ihre höchste Weisheit darin, so viel Geld als möglich für die fürstlichen Kassen aus den Taschen der Unterthanen zu ziehen und zwar womöglich, ohne daß diese selbst recht merkten, wie viel sie gaben.“ Daher wurden die indirecten Steuern und besonders die Accise ausgebildet und nur wenige erfolglose Versuche wurden nach der andern Seite hin gemacht, indem man plötzlich zu dem entgegengesetzten Extrem des impôt unique der Physiokraten übersprang. In den Händen eines Friedrich des Großen ward selbst diese falsche Finanzpolitik das Mittel Großes für das Land zu thun. In den letzten 23 Jahren seiner Regierung verwandte er über 23 Mill. Thlr. für Culturzwecke, Unterstützung des Handels, der Gewerbe, Verbesserung des Bodens; sein Hofstaat war dafür aber desto einfacher und kostete nie mehr als 220,000 Thlr., während kleinere Fürsten Millionen dafür verschwendeten, seine Garderobe kaufte ein Jude nach seinem Tode für 400 Thlr., welcher Gegensatz zu den 100 seidenen Schlafrocken des Grafen Brühl! Friedrichs Hofstaat bestand aus circa 50 Personen, der Karl Theodors von Baiern aus 2000. Der Verfasser führt bei letzterm noch den Hofkalender von 1783 auf: 431 Kammerherren, 91 Kammerdiener und Hoflakaien, 3 Hofzwerge, 2 Hofpoeten, 52 Hofkapläne, 21 Hoftrompeter, 130 Musiker, 20 Hofmaler, 21 Leibärzte, 27 Truchseffe, 181 andere für Essen und Trinken Angestellte, 178 Marstallbeamte u. s. w., und unter seinem Nachfolger Max ging diese Wirthschaft fort, verbunden mit grober Unsittlichkeit. Ergötzliche Auszüge von Hofrechnungen in Wien gibt der Verfasser: „Zum Einweichen des Brotes für die Papageien des Kaisers jährlich zwei Faß Tokaier, zum Baden derselben 15 Eimer österreichischen Weines, für Peterilie in die Küche 4000 Fl., für den Schlaftrunk der Kaiserin täglich 12 Kannen Ungarwein.“ Man sah es als einen Fortschritt an, daß Marie Theresie den Aufwand für den Hofstaat bis auf 6 Mill. Fl. verminderte.

Nichts ist geeigneter, einen Einblick in die unproductive Wirthschaft des

18. Jahrhunderts zu geben, als eine Durchmusterung der Höfe. Man wollte allerdings auch die Gewerbe befördern, aber doch wesentlich nur um den Glanz der Regierung zu heben, und man unterstützte daher mit Staatsmitteln wesentlich nur Fabriken, mit denen zu glänzen war, Porzellanfabriken, Webereien kostbarer Stoffe, Verfertigung von Tressen und andern Luxusartikeln, überhaupt war das Treibhauswesen und das unvernünftigste Schutzsystem an der Tagesordnung, man forcierte durch Monopole und Verbote gewisse Industrien, welche den Verhältnissen widersprachen, und ließ alte einheimische Gewerbe verfallen; wiewohl eine Finsterniß in nationalökonomischen Ansichten aber herrschte auch überall! Die Caricatur des Merkantilsystems galt überall als höchste Weisheit, das Geld hübsch im Lande behalten, war die Hauptidee, und selbst Friedrich der Große empfahl den Leuten, Warmbier statt Kaffee zu trinken und das viele schöne Geld, welches für diesen außer Landes gehe, in der Tasche zu behalten. Von den Grundsätzen, welche jetzt für jeden Staatswirth als fundamental gelten, hatte man damals noch keine Ahnung, freilich erschien auch Adam Smiths Werk erst 1776 und diesem verdanken wir in Deutschland doch die ersten Anfänge rationeller Ansichten.

Jene Zerstückung und Künstlichkeit der deutschen Industrie hatte auch die üble Folge, daß von einem deutschen Handel nur sehr uneigentlich zu reden war, überall waren künstliche Mittelpunkte geschaffen, von den alten einfachen Handelszügen, welche die Hanse und die süddeutschen Städte groß gemacht, war nichts geblieben, von einer Handelspolitik des Reiches gab es keine Spur, die Industrien der einzelnen deutschen Länder standen sich oft feindlicher gegenüber als denen des Auslandes, die kleinen Staaten wurden dabei durch die Begünstigungen und Verbote der größern so in Nachtheil gestellt, daß die Concurrenz oft fast unmöglich ward. Nachhaltiger als durch solche Mittel förderte Preußen durch religiöse Toleranz seine Industrie, indem es den vertriebenen französischen Reformirten, den Salzburgern und Pfälzern sein Land öffnete, und dadurch an intelligenten Köpfen wie an fleißigen Armen gewann. Auf's äußerste wurde der Handel erschwert durch die elende Natur der Verkehrswege; Chaussees und gepflasterte Straßen kannte man nicht, die Wagen versanken oft im Koth oder Sande, Friedrich der Große fand darin nichts Schlimmes, da die Fremden ja so länger im Lande blieben und mehr Geld verzehrten! Wasser- und Landstraßen waren auf das unerträglichste mit Zöllen, Passagegeldern, Regal- und Umschlagsrechten überbürdet, dabei denke man sich Deutschland in mehr als 100 Zollgebiete zerfallen. Wenn nichts desto weniger seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sich Gewerbe und Handel hoben, namentlich wo der Bürgerstand freiern Spielraum hatte, so zeugt dies für die unverwüßliche Tüchtigkeit desselben. Der Antheil, den die Hansestädte z. B. am Welthandel nahmen, war bedeutend, Hamburg hatte 160 Seeschiffe (jetzt

500) und man zählte in seinem Hafen 2000 ein- und ausgehende Schiffe, jetzt 5000, durch den Sund gingen 1792 288 bremische Schiffe.

In ungleich traurigerer Lage als die Gewerbe befanden sich der Ackerbau und die landwirthschaftliche Bevölkerung. Der alte Stand der freien Bauern war mit Ausnahme einiger Landschaften wie Westphalen, Ditmarsen, Friesland und Herzogthum Bremen verfallen und in Abhängigkeit von den größern adeligen Grundbesitzern gerathen, welche sich verschieden abstufte, bald nur die Verpflichtung gewisser Dienste enthielt, bald eine vollständige Gebundenheit an die Scholle war. Am schärfsten bestand die Leibeigenschaft in den ursprünglich wendisch-slavischen Ländern; im Südwesten Deutschlands hatte der Bauernstand mehr Rückhalt gegen den Adel an den Städten gefunden, aber seufzte nichts desto weniger unter schweren Lasten, auch war dort, wesentlich durch französischen Einfluß, die Güterzersplitterung sehr eingerissen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts machten einzelne aufgeklärte Fürsten und Edelleute den Versuch, diese Zustände zu verbessern. Unter erstern sind namentlich der Markgraf von Baden und Josef 2. zu nennen, unter letztern mehre große Gutsbesitzer des östlichen Holstein, welche wesentlich dadurch das vorzügliche Verhältniß zwischen Adel und Bauern in diesem Lande begründet haben. Friedrich der Große beschäftigte sich vielfach mit der Idee der Aufhebung der Leibeigenschaft, es kam aber nicht dazu, doch regelte er die Dienstbarkeitsverhältnisse einigermaßen und dies war eine Hauptsache, denn die Willkür der Herren war das Schlimmste bei dem Dienstbarkeitsverhältniß und wie gering waren verhältnißmäßig die Vortheile, die dem Berechtigten erwachsen gegen die Last, welche den Pflichtigen damit auferlegt war! Nicht genug aber, daß dem Bauern Zeit und Kräfte zum eignen Feldbau verkümmert wurden, so wurden seine Saaten auch noch von dem massenhaft gehetzten Wilde verderbt; die Wildschäden in 200 anspachischen Dörfern wurden mit dem Hüterlohn auf 210,000 Fl., also nahe $\frac{2}{3}$ des ganzen Ertrags dieser Bodenfläche berechnet, von dem geschossenen Wilde löste der Fürst 40,000 Fl., wovon nichts den Unterthanen, welche den Schaden hatten, zu Gute kam.“ Mit ängstlicher Vorsorglichkeit wurden alle Anordnungen getroffen, das Wild zu vermehren, um der nobeln Passion des Jagens den weitesten Spielraum zu lassen, von einer Schonung der Früchte des Landmanns ist keine Rede, jede auch unabsichtliche Beeinträchtigung des Wildstandes wurden grausam bestraft. Außerdem bestanden noch Jagdfrohnden, wo die Bauern Tag und Nacht Dreiberdienste thun mußten.

Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fingen die Regierungen an, auf die Hebung der Landwirthschaft größere Aufmerksamkeit zu verwenden und vor allen ging hier Friedrich der Große mit glänzendem Beispiel voran. Seit dem hubertsburger Frieden erstanden in Preußen 800 Dörfer und Vorwerke, die ersten

landwirthschaftlichen Creditkassen wurden gegründet, weite Strecken Sumpflandes trocken gelegt, überall Verbesserungen in der Cultur eingeführt. Aber hierbei verfuhr der große König wie bei seiner Gewerbepolitik ganz in bevorzunder Weise und schrieb in ausführlichen Instructionen vor, wie der Hecksel zu schneiden und die Bäume zu pflropfen seien. Doch läßt sich nicht leugnen, daß bei dem gänzlichen Mangel an Initiative in der landbauenden Bevölkerung selbst jene Bevormundung, die bei entwickeltern Verhältnissen abgestreift ist, anregend und verbessernd gewirkt hat. Gegen Ende des Jahrhunderts fing man auch an die Fortschritte fremder Länder auf diesem Gebiete, namentlich Englands zu studiren, landwirthschaftliche Vereine entstanden durch den Einfluß größerer Grundbesitzer, deren Mittel es erlaubten, mit Verbesserungen voranzugehen, besondere Zeitschriften begannen zu erscheinen, und die systematische Bearbeitung des Faches ward durch A. Thaers epoche-machende Schriften begründet. So wurden nacheinander eingeführt die Benutzung der Brache zur Futtererzeugung, die Stallfütterung, der Kleebau, der Kartoffelbau ward ausgedehnt, die Schafzucht namentlich in Sachsen sehr vervollkommt, Pferde und Rindvieh durch sorgfältige Kreuzung veredelt. Trozdem stand die deutsche Landwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts weit hinter der englischen, holländischen, lombardischen zurück, sie deckte nur den Bedarf der einheimischen Bevölkerung, eine Ausfuhr deutscher Ackerbauerzeugnisse fand nur in geringem Maße statt, und sehr richtig schließt der Verfasser aus den großen und plötzlichen Schwankungen der Preise der ersten Lebensmittel auf ein wenig entwickeltes wirthschaftliches Leben, besonders waren die schlechten Verkehrsmittel der Ausgleichung der Preise hinderlich.

Der Schilderung der materiellen Zustände in Bezug auf die Nahrungsverhältnisse, welche der Verfasser nach den dürftigen vorhandenen Angaben entwirft, zu folgen, würde hier zu weit führen, die Preise waren damals für die ersten Lebensbedürfnisse nominell niedriger als jetzt, aber wie viel geringer war auch der Wohlstand! Im Allgemeinen kann man sagen, daß alle Classen der Bevölkerung jetzt sehr viel reichlicher leben als im vorigen Jahrhundert, und namentlich ist eine verhältnißmäßig größere Ausgleichung der verschiedenen Classen eingetreten. Durch die Bürgerkriege und die daraus folgende Verarmung ward die alte Solidität und Gediegenheit in Kleidung, Wohnung und Geräth vielfach verdrängt; Moser klagt, daß so wenig damalige Mobilien die Vollendung der ältern deutschen oder der englischen Arbeiten haben; durch das Beispiel der glänzenden Höfe ward eine Pussucht hervorgerufen, welche nicht im Verhältniß zu den Mitteln stand, und so kam das, was Lady Montague schätzbare Eleganz nennt, in Ausnahme, wo mehr auf eine Spigenhaube als ein gutes Hemde gesehen wird. Wie verhältnißmäßig einfach aber selbst die höchsten Kreise vielfach lebten, zeigt ein Auszug, den der Verfasser über

den kurtrierschen Hof gibt: nur die vornehmsten Herrn besaßen eine silberne Taschenuhr, seidne Regenschirme waren eine Seltenheit, der Adel speiße von Zinn. Als Gegenstück dazu schildert Lady Montague das Leben der vornehmen Kreise in Wien schon 1716 als höchst luxuriös, wie denn die Kaiserstadt sich schon früh durch sinnliches Wohlleben auszeichnete, Berlin dagegen einen nüchtern bürgerlichen Eindruck machte.

Der erwähnten großen Ungleichheit der Stände lag zum großen Theil die Unsicherheit ihres Erwerbes zu Grunde. Die häufigen Kriege, die oft den Einwohnern ganz unvermuthet kamen, zerstörten wohlberechnete Pläne, die Sterblichkeit war größer, der Mißwachs häufiger, die Vorkehrungen gegen Feuergefahr waren mangelhaft und erst gegen Ende des Jahrhunderts faßten die Versicherungsgesellschaften allmählig Fuß. Viele Tausende hingen allein von den Höfen ab, wo ein Regierungswechsel, ja selbst eine Laune der Fürsten alles änderte, die Aufhebung eines Monopols, die Sperrung einer der zahllosen Grenzen war oft für viele eine wirtschaftliche Vernichtung. Am härtesten lastete diese Unsicherheit auf den arbeitenden Classen, die kein Capital besaßen, um eine günstigere Gestaltung der Verhältnisse abzuwarten oder sich anderswo hin um Beschäftigung zu wenden. Die ländlichen Arbeiter standen in dieser Hinsicht besser, da ihre Abhängigkeit dem Herrn andererseits die Verpflichtung der Erhaltung auferlegte, indeß war diese immer nur nothdürftig und ließ niemals zu einer etwas selbstständigen Existenz kommen. Die städtischen Arbeiter unterschieden sich dadurch von denen der Jetztzeit, daß man eine an einzelnen Punkten zusammengedrückte Fabrikbevölkerung noch wenig kannte, die Maschinen haben in dieser Beziehung alles geändert. Doch sind die Löhne jetzt im Verhältniß ungleich besser; 1763 kostete eine Klafter Holz zu Spalten 8 Gr., jetzt 1 Thlr., der Lohn eines Gesellen war durchschnittlich 7—8 Groschen, jetzt 18—19 Groschen, für 10 Thlr. jährlich war ein Diener zu haben. Die Angaben sind übrigens über diese Verhältnisse sehr dürftig, man bekümmerte sich nicht um diese Thatsachen, welche jetzt die Statistik eifrig zu erforschen sucht. „Die Humanitätsbestrebungen jener Zeit,“ sagt Biedermann, „wie lebhaft und ausgebreitet auch immer sie sein mochten, waren noch nicht bis zu jener Sphäre hinabgedrungen, in welcher sie heute ihre regste und ausgedehnteste Wirksamkeit entfalten. Man hatte noch zu viel mit der Lockerung der Fesseln des Bürger- und Bauernstandes zu thun, um an die Emancipation der untern Classen zu denken. Die politische, gesellschaftliche und ökonomische Ungleichheit, der Druck von oben, überhaupt die Mißstände aller Art waren zu allgemein, als daß man hätte versucht sein können, einen einzelnen Stand als deren ausschließlichen oder vornehmsten Träger und Märtyrer zum Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit, Bemitleidung und Unterstützung zu machen.“ —

Wir sind weit entfernt die großen Uebelstände zu unterschätzen, welche das
Grenzboten II. 1858.

moderne Fabrikwesen für die arbeitenden Classen mit sich bringt, aber im Ganzen sind die großen Veränderungen, welche in den allgemeinen Verhältnissen des Gewerbebetriebes in diesem Jahrhundert stattgefunden haben, dem Arbeiterstande mehr günstig als nachtheilig gewesen; allerdings ist die sogenannte Hausindustrie mit wenigen Ausnahmen verschwunden, aber für diese scheinbare Unabhängigkeit hat der Arbeiter gleichmäßiger und meist auch bessern Verdienst gewonnen, durch die Maschinen sind der menschlichen Hand eine Masse mechanischer Verrichtungen abgenommen, und durch den erleichterten Verkehr, wenn auch noch lange keine Freizügigkeit erzielt ist, ist der Uebergang von einem Arbeitsgebiet in das andere ungleich leichter geworden. Auch haben diese veränderten Verhältnisse neben der Unterstützung vom Staat und Privatpersonen den Arbeitern ganz andre Culturmittel an die Hand gegeben als früher, der Arbeiter kann jetzt sein Kind in eine Schule schicken, wo es sich eine Bildung aneignen kann, welche es über den Stand seines Vaters hebt; von Armenschulen, Volksbibliotheken, Vorlesungen, Modellsammlungen finden wir im vorigen Jahrhundert kaum irgendwo Spuren, daher damals auch der Pauperismus, in den so leicht viele Individuen des Arbeiterstandes verfielen, auch viel drückender empfunden ward. „Was den Charakter des Armenwesens in jener Zeit namentlich kennzeichnet, ist die merkwürdige Keckheit des Forderns auf Seiten der Hilfesuchenden und die ebenso merkwürdige Schwäche und Planlosigkeit des Gebens auf Seiten der Hilfeleistenden.“ Die schamloseste Bettelei ganzer Scharen gesunder und arbeitsfähiger Menschen war an der Tagesordnung, ausgediente Soldaten erhielten statt der Pension wol die Erlaubniß einen Zehrpennig zu begehren, in Baiern mußte man vier Regimenter Cavalerie aufbieten, um die über das Land verstreuten fremden Bettler aufgreifen zu lassen; dazu kamen noch die mittelbaren Formen des Bettelns als Musiker, Glückspropheten, Collectanten für den Looskauf christlicher Sklaven aus türkischer Gefangenschaft u. s. w. Die Vielheit der Grenzen erschwerte dabei die Handhabung der Polizei, man setzte die Vagabunden auf den Schub, transportirte sie an die Grenzen, worauf nach einiger Zeit der Nachbar es ebenso machte; die katholischen Klöster nährten das Bettelwesen durch die ihnen vorgeschriebenen Almosen, durch die häufigen Wallfahrten, welche Neigung zum Müßiggang verbreiteten und Gesindel anzogen, das einst so reiche alte Köln war am Ende des Jahrhunderts eine Stadt von Mönchen und Bettlern. Mit viel geringern Summen, als die, welche so planlos verstreut wurden, hätte man bei einer systematischen Armenpflege diesen Zuständen abhelfen können, erst allmählig sah man die Anfänge einer solchen in größeren Residenzstädten entstehen und die Wissenschaft sich mit ihrer Verbesserung beschäftigen.

Wir wollen zum Schluß nur noch auf die Darstellung der Bevölkerungs-

verhältnisse hinweisen, deren statistische Einzelheiten hier nicht wiederholt werden können; der Verfasser zeigt auch hier, wie das vorige Jahrhundert gegen unsere Zeit durch größere Sterblichkeit, schlechtere ärztliche Pflege, ungesunde Nahrung, falsche Erziehungsmethode und unnatürliche Lebensweise zurücksteht. Die Auswanderung hatte schon damals begonnen, und nahm starke Proportionen, wenn gleich dieselben noch hinter denen unsrer Tage zurückstehen.

„Dies also,“ sagt der Verfasser am Ende des Bandes, „waren die politischen, materiellen und socialen Zustände im vorigen Jahrhundert. Auf politischem Gebiete der morsch gewordene und kaum noch mühsam sich fortschleppende Mechanismus einer Reichsverfassung, die nur eines Anstoßes von außen zu harren schien, um vollends auseinanderzufallen, in den Einzelstaaten allmächtige, fast nirgend mit verfassungsmäßigen Schranken umgeben, selbst an die Formen des Rechts und die Autorität der Gesetze sich selten bindende Verwaltungen; ein öffentlicher Geist, bisweilen feck in Worten und hochfliegend in Gedanken, aber ohne klares Bewußtsein großer, praktischer Ziele und noch mehr ohne entschlossene Thatkraft; von dem rechten Gemeinfinn, von einer Selbstregierung des Volks beinahe keine Spur. Auf dem Gebiet der materiellen Interessen: Anfänge einer künftig wieder emporstrebenden Betriebsamkeit, im Kampf mit Hindernissen aller Art und dabei nur sehr zweideutiger Hilfe sich erfreuend von Seiten einer künstlichen, oft einseitigen, selten ganz uneigennütigen Gewerbspolitik der Regierungen. Auf dem socialen Gebiete endlich: viel Eifer und guter Wille zur Verbesserung der allgemeinen Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, zur Beseitigung der diese bedrohenden Uebelstände, insbesondere zur Linderung der Noth der leidenden Classen, aber auch viel Unklarheit und Mangel an Energie in der Wahl und Anwendung der zur Erreichung solcher Zwecke erforderlichen Mittel, in den untersten Schichten der Gesellschaft eine überwältigende Stumpfsheit, Rohheit und Leichtfertigkeit und selbst in den obern nur schwache Spuren eines thatkräftigen Associationsgeistes. Immerhin jedoch zeigt uns das Deutschland des 18. Jahrhunderts das Bild einer Bewegung, welche nicht mehr die eines tiefen Herabsinkens von einer behaupteten Höhe ist, wie jene des 17. Jahrhunderts, sondern einer Wiedererhebung und Verjüngung, einer Vorbereitung und Grundlegung zu jenen gewaltigen Entwicklungen auf allen Gebieten des nationalen Lebens, dem politischen, dem gewerblichen, dem socialen, welche zu zeitigen unserm Jahrhundert theils schon beschieden war, theils, so hoffen wir, noch beschieden sein wird.“ —

Wir werden in einem dritten Artikel auf das geistige Leben kommen, welches uns der zweite Band schildert.